

Ludwig Hasler

DIE RIVALITÄT ZWEIER BILDER VOM ALTER

Über Jahrtausende nahm das Alter nur eine Kurve: abwärts. Schwächeln, schrumpfen, sterben. Seit wir (in bevorteilten Weltregionen) immer älter werden, laufen zwei Kurven des Alters auseinander, es öffnet sich die Rivalität zweier Alterstypen: Da sind einerseits die Vitalitätsrekorde des immer gesünderen lange Lebens – und da ist andererseits der dunkle Reigen der verdämmernden Demenzkranken. Das Alter wird zum Schauplatz der Konkurrenz zwischen dem Glück, lange weiter zu glühen, und der Drohung, bei gesundem Körper zu verlöschen.

Deshalb kann Ihnen meine „philosophische Perspektive“ nichts Eindeutiges bieten. Weder eindeutig Tröstliches noch Erschreckendes. In brenzligen Fällen empfahl Philosophie stets: Arrangiert euch mit dem Schicksal. Aber was ist Schicksal? Ist mein Alter Schicksal – oder habe ich es in der Hand? Die Parole „alt, aber vital“ bekommt einen Befehlston, als dürften die Altersjahre nur mit intensiv attraktivem Leben gefüllt werden. Aber wäre Altersvitalität eine beliebig verfügbare Ressource, jedem zugänglich. Müssen wir einfach der Schmid unseres Glücks sein, uns über Anti-Aging informieren, dann schaffen wir es noch mit 75, am Züri-Marathon gute Figur zu machen? Umgekehrt: Je zahlreicher die 80-Jährigen, die von Schlauchboot-Abenteuern berichten, desto hässlicher wirkt, wer schon mit 70 kaum aus der Wohnung kommt. Je mehr der Eindruck sich durchsetzt, Vitalität lasse sich durch fleissiges Fitness-Training verlässlich erwerben, desto trister muss ein Leben erscheinen, in dem Alter und Gebrechlichkeit noch Hand in Hand gehen. Der Verdacht wächst: Vernachlässige ich meine Einzahlungen aufs Gesundheitskonto, verantworte ich

meine Klapprigkeit selber ... Sie sehen: Überall ist sie da, die Rivalität zwischen Vitalitätsverheissung und Demenzdrohung. Ab 90 wird sie fifty-fifty.

„Im Alter wird man alt und sonst gar nichts.“ Typisch George Bernhard Shaw – attackiert die Zuversicht, im Alter werde man weise. Ich stimme ihm zu. Die Alten, die ich kenne, sind alles Mögliche, aber weise? Der eine ist mürrisch, die andere mit 90 grad frisch verliebt, die dritte längst depressiv, der vierte hat sich selbst aus dem Verkehr gezogen. Ist das Weisheit?

Mit Altersweisheit war einst gemeint: Erfahrung plus Triebstille. Über Jahrtausende gründete darin die Achtung vor dem Alter. Je älter, desto erfahrener, wissender, schlauer. Und: Je älter, desto freier von Gier, sexuell wie pekuniär. Wunderbar – nur: beides ist ziemlich im Eimer. Die Erfahrung stammt aus einer Welt von gestern; in der aktuellen digital-globalen Welt blamieren sich Alte schon vor zehnjährigen Enkeln. Die Triebstille wiederum hat ihren Charme eingebüsst, „Sex im Alter“ muss sein, wie auch immer, die Medien wissen es. Ergo: Die Welt zieht an den Alten vorbei – umso hartnäckiger müssen sie sich ihrer Vitalität versichern. Erfahrung entwertet, Triebstille gilt als ungesund.

Wie schaffen wir es da, in Würde alt zu werden? Ich rede von Würde, nicht von Lebensqualität. Prima, dass es den Alten besser geht als je. Aber sind sie auch Jemand? Spielen sie eine achtenswerte Rolle – diesseits von Finanzsicherheit, Wellness, Kreuzfahrten? Die Gesellschaft macht auf jung, zwangsläufig, das Tempo des Wandels nötigt sie, mit Alten kann sie wenig anfangen, mag sein, sie dankt ihnen den vergangenen Einsatz, mit mehr oder weniger feudalen Altersheimen. Eine Art Retro-Würdigung. Würde als Zins. Wenig berauschend. Darum die Frage: Wie sichert sich das Alter in sich eine Würde, nachdem – mit der Altersweisheit – sein gesellschaftlicher Nutzen verbraucht ist?

Vor Jahren schlug ich an einem Kongress vor: Im Alter sollten wir uns die „Lizenz zu vertrotteln“ nehmen. Vertrotteln ist nicht verblöden. Verblöden kann man schon mit 25, indem man alle Träume vergisst, nur noch spurt. Vertrotteln wäre das Gegenteil: Schluss mit Spuren, weiter träumen. Hätte seine Würde: Alter als Gegenbild, nicht als Verlängerung des gesellschaftlich approbierten Leistungstyps. Der alt gewordene Leistungstyp, der nur noch so tut, als leiste er etwas: Ist das nicht lächerlich? Dagegen der vertrottelte Alte: Er spielt nicht mehr mit, er spielt sein eigenes Spiel, springt hinaus aus den Rastern der Erwerbsgenerationen, er weiss, er ist unnütz, also hört er auf, sich auf die Pseudo-Nützlichkeit zu trimmen, er lässt sich gehen, er verplempert seine Tage, er pfeift auf Konventionen, die uns die Arbeitswelt abnötigt, er lacht über Disziplin, er hat begriffen, er hat ja keinen Zeck mehr, er ist Selbstzweck, zu nichts gut, ausser zum höchst persönlichen Leben. Jetzt kann er ganz Mensch sein, so extravagant, wie der Mensch halt ist, ein komischer Vogel, zweideutig, anders als Esel und Amsel, hin und hergerissen zwischen dem Animalischen und dem bisschen Vernunft, ein irdisch vergänglicher Komödiant des Welttheaters.

Mit der Lizenz zu vertrotteln meine ich: In der Rolle des Komödianten gewänne der Alte zunächst für sich einen tieferen und heitereren Lebenssinn. Zugleich gäbe er den sogenannten Aktiven ein Exempel, was es heisst, Mensch zu sein. Nämlich: nicht festgelegt zu sein auf eine Rolle, eine Funktion, sondern in seinem eigenen Märchen herum zu wildern, frei von den Scheuklappen der gesellschaftlichen Vernunft. Vertrotteln als Lebensform einer persönlichen Autonomie – und als Vorbild einer Existenz jenseits der Lebensangst im Erwerbsleben. Als Sisyphus, der auf seinem Stein sitzt, statt ihn vergeblich nach oben zu schleppen. Als Geniesser des Absurden im menschlichen Leben.

Das hätte seine Würde. Oder fürchten Sie, das Tohuwabohu bräche aus mit derart vertrottelten Alten? Die Hausordnung und so. Nur, es würde auch

lustiger, entspannter. Doch selbst wenn Sie mitspielten: Gibt das Alter überhaupt etwas her für den komödiantischen Betrieb? Marianne Faithfull, die Sängerin mit der erotischen Reibeisenstimme, stimmt mich skeptisch. Als der Reporter sie fragte „Wie fühlt man sich, wenn man älter wird?“, da nahm die Faithfull einen Schluck Whiskey, zog an ihrer Zigarette und antwortete mit verächtlichem Blick: „Nun, es ist nichts für Weicheier.“

Nichts für Weicheier? Ab wann denn so? Immerhin können wir im sogenannten Dritten Alter (zwischen 60 und 80) erreichen, was wir von jung an wünschten, was uns das Arbeitsleben versagte: die grosse Freiheit, abenteuerliche Reisen, kulturelle Bildung, kollektives Engagement. Dieses Alter muss keine Zeit des Abschieds sein; es kann, mit etwas Glück und Geschick, zu einer Zeit des unentfremdeten Lebens werden. Diese Phase schaffen noch die Weicheier – dank Fitness-Studio, motorisiertem Velo, SBB-Halbtax-Abo und Multivitamin Präparaten 60 plus. Traut man Studien, wächst in dieser Zeit die „emotionale Intelligenz“, die körperliche Fitness kann famos bleiben. Hier wäre eine „Lizenz zu vertrotteln“ eher zynisch. Obwohl mir die Correctness, mit der heute gelebt wird, zu denken gibt – gerade mit Blick aufs Alter. Schon mit 30 leben viele wie Weicheier. Meiden alles, was den Verdacht bestärken kann, man könnte am Ende am Leben noch sterben: Rauchen sowieso, Trinken auch, tüchtig Essen dito, und erst die Leidenschaften, man könnte sich ja verbrennen, einen Kater kriegen, Energie vergeuden – nur das nicht, dann lieber ins Wellness-Hotel, Work-Life-Balance sofort wieder herstellen. Als aktueller Mustermensch gilt der Selbstschontyp. Er schaut ängstlich zu sich, hütet sich vor allen Übeln, den Cholesterinspiegel stets im Griff. Als wären wir Taschenlampen, deren Licht ausgeht, wenn sie zu lange brennt. Dabei sind wir – siehe Burnout-Studien – eher Dynamos, die sich aufladen, wenn wir uns verausgaben, für eine Liebe, eine Sache, ein Interesse. Wer nie entflammt, brennt schnell ab. Wer permanent brennt, brennt am längsten – selbst wenn die Laborwerte suspekt sind.

Was hat das mit der Lizenz zu vertrotteln zu tun? Wir sind im Alter genau die, die wir all die Jahrzehnte zuvor waren. Wir büßen unsere Gesundheit ein, aber nicht unseren Charakter. Wer dann nicht gelebt hat, hat Mühe mit dem Ende des Lebens. Margarete Mitscherlich, die Psychoanalytikerin, eben 93 geworden, sagt es so: „Nur eine kleine Minderheit wünscht sich im Alter, ein tugendhaftes Leben geführt zu haben. Ich wünschte, ich hätte mehr gesündigt.“

Mehr sündigen statt schonen, mehr Leidenschaft, mehr Drama – ist dies das Rezept für ein gelingendes Alter? Was sonst? Alter ist Verzicht – auf Bewegung, Jugend, Schönheit, Vitalität. Im Alter schrumpft das Leben (um acht Zentimeter misst Margarete Mitscherlich). In dieser Schrumpfphase sind wir, woran wir uns erinnern. Wollen wir stolz darauf sein, allen Leidenschaften und Lüsten entsagt, unsere Kräfte fürs Alter aufgespart zu haben? Wozu? Das Resultat wäre das Gegenteil von Vergnügtheit: Bitterkeit. Also muss zeitig sündigen, wer im Alter heiter vertrotteln will.

Im zweiten Teil werde ich die zwei Stränge (Vitalität & Verdämmern) separat verfolgen: Zunächst streife ich die Widerstände gegen das Vertrotteln, die immer raffinierteren Methoden der Vergänglichkeitsflucht. Sodann versuche ich das Glück des Vertrotteln zu fassen – sogar im Status der Demenz.

I. Vergänglichkeitsflucht. Widerstände gegen das Vertrotteln

„Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding“, singt die Marschallin im Rosenkavalier von Richard Strauss. „Wenn man so hinlebt, ist sie rein gar nichts. Aber dann auf einmal, da spürt man nichts als sie. Sie ist um uns herum, und sie ist auch in uns drinnen.“ Nie zuvor ist die Zeit so aufdringlich da – weil bald keine Zeit mehr sein wird. Die Optionen schrumpfen, der Bewältigungsstress wächst.

Wie meistern wir das? Man zitiert dazu gern den Pianisten Artur Schnabel. Auf die Frage, wie er es schaffe, noch mit 85 derart herausragende Konzerte zu geben, nannte er drei Gründe: 1. spiele er weniger Stücke – die Kunst, sich zu beschränken. 2. übe er diese wenigen Stücke umso intensiver – die Kunst zu optimieren. 3. spiele er langsame Sätze so langsam, dass dann die schnellen viel schneller wirkten, als er sie spielen könne – die Kunst zu kompensieren. Genial als Altersrezept: Weniger, dafür intensiver, Ausfälle listig überspielen. So muss man nicht vertrotteln. Aber wer von uns gibt bis 90 Konzerte?

Also verscheuchen wir unsere Vergänglichkeit statt sie zu intensivieren. Zumal wir nicht mehr so richtig glauben, dass wir nach unserem Vergehen noch etwas zugute haben. Religion, traditionell zuständig für Kompensation, zieht nicht mehr. Himmelsfreuden als Entschädigung für irdische Misere? Nein danke. Wir wollen gleich irdisch für alles entschädigt werden. Wer aber soll das richten? Die Medizin – als Agentur für irdische Aufenthaltsverlängerung. Schafft sie das? Den Tod austricksen wollen Menschen seit je. Erfolge sind eher rar. Die Vergänglichkeit schafft Medizin nicht aus der Welt. Aber vielleicht deren Vorboten. Da wir möglichst lange auf Trab bleiben wollen, brauchen wir anständige Gelenke, zum Wandern, Walken, Radfahren. Dabei müssen wir proper aussehen, nicht wie Unterschichtler, nicht wie Greise. Dermatologie wird zum Paradebeispiel medizinischer Wunsch Erfüllung. Peelings für Hautverjüngung, Lasertherapie, Falten spritzen, Anti-Aging-Medicine... Ein Symptom von Dekadenz? Ach, der Wunsch nach Verjüngung ist so alt wie der Mensch. Die Zeit zieht ihre Spuren auf der Haut. Die Sonne, die Rackerei, die Ausschweifungen, die Kränkungen. Müssen wir uns das gefallen lassen?

Aber sicher, sagen die Endlichkeitsfreunde. Es ist mit Menschen wie mit Bäumen: Je älter der Baum, umso zerfurchter die Rinde. Je älter der Mensch, umso zerfalteter seine Haut. In den Falten nistet die Lebenserfahrung. Die

äussere Erscheinung: Spiegel des inneren Seins. Straff sei die Jugend, erfahren das Alter. So läuft das klassische Menschenbild: Drinnen wird es immer kostbarer, nach aussen stets lottriger. Das Ich reift, die Haut welkt. Tröstliche Metapher. Doch 1. Trifft sie noch zu? Wie sehr der Gebrauchswert schrumpft, erläuterte ich schon. Darum 2. Was heisst hier „Ich“? Bin ich mein Ich? Habe ich mein Ich? Ein einziges – oder mehrere? Die Hirnforschung rät: Vergesst das fixe Ich, jeder von uns hat Anlagen zu tausend Ichs. Also sucht nicht euer Ich – erfindet es! Wenn wir aber schon unsere Identität erfinden, zumindest wählen – warum sollten wir dazu nicht auch die passende Hülle wählen? Und überhaupt: Eigentlich ist kosmetische Medizin doch nur konsequent. Denn: Wenn Medizin unser Leben in die Länge zieht, dann soll sie uns gefälligst auch davor bewahren, das halbe Leben als zerfurchte Greise herumlaufen zu müssen.

Optimierungsmedizin = Jugendwahn? Nicht nur. Immer öfter entspricht sie der traditionellen Idee: Übereinstimmung von Erscheinen und Sein. Dass heute manche 70-Jährige jünger denkt, empfindet als kürzlich 50-Jährige, ist eine Tatsache. In einer dynamischen Welt, die sich immer schneller erneuert, müssen auch wir uns immer neu verjüngen, wenn wir auf der Höhe der Gegenwart bleiben wollen. Beruflich wie privat. Also wird es immer heikler, mit nur einer Ich-Identität über die Runden zu kommen. Wir müssen – etwa bei Technologie-Schüben – unser Ich in eine neue Verfassung bringen. Und diese periodische Ich-Erneuerung fällt leichter, wenn wir die äussere Erscheinung gleich mit anpassen können. Verrunzelte Marathonläuferinnen sind ein Anachronismus.

Da der Marathon aber sein muss, kann nur Medizin es richten. Lifestyle-Medizin. Haut, Haar, Libido – im Alter lottert alles. Symptome schwindender Vitalität, Zeichen menschlicher Hinfälligkeit, bislang selbstverständliche Beigaben menschlicher Existenz. Heute ein Skandalon des selbstbestimmten Menschen. Aufschlussreich, wie sich Franz Beckenbauer dazu äusserte, ein

Mann, der sonst selten auffällt als Existenzphilosoph. Er wurde gefragt: Herr Beckenbauer, fürchten Sie sich vor dem Tod? Darauf er: Ne, vor dem Tod hab ich keine Angst, ich fürcht mich allein vor der Glatze.

Klasse. Der Tod ängstigt mich nicht, ich fürchte mich vor der Glatze. Oder vor Runzeln. Sehr zeitgemäss: Keine Angst vor dem Ende (das ist weit weg), doch eine entsetzliche Furcht vor der Endlichkeit. Dass einmal Schluss ist, lässt sich nicht leugnen, ignorieren schon. Also keine Angst. Dass aber der dereinstige Schluss sich mählich ankündigt durch allerlei schleichende Ausfälle – Hautzerfall, Haarausfall, Potenzschwund – , liegt quer zum Selbstverständnis. Beckenbauer bringt das akute Menschheitsproblem auf die Formel: Schlimm ist die Glatze, nicht der Tod. Die schleichende Vergänglichkeit schreckt uns.

Für meine philosophische Perspektive gibt das folgendes her: Wir können uns – dank medizinischer Techniken – immer länger altersfrei fühlen. Fit, proper, straff. Prima. Nur nimmt mit der Zeit die Seele die Farbe unserer Bemühungen an. Tun wir zu viel, das Endliche zu verdrängen, versteifen wir uns ängstlich auf die Abwehr der Vergänglichkeit. Die Angst hat keinen Humor. Und wenn das Alter dann doch übernimmt, haben wir nichts mehr zu lachen. Exemplarisch dafür: ältere Leute, die chirurgisch verjüngt sind. Weil sie, rein physiognomisch, nicht mehr lachen können, wirken sie lächerlich. Produkte ihrer Altersangst. Würde im Alter muss die Angst loswerden. Schafft man am besten mit Humor. Über die eigene Hinfälligkeit lachen. Humor ist die einzige Art, im Unabwendbaren souverän zu bleiben. Das meine ich mit der Lust zu vertrotteln.

II. Vergänglichkeitshumor. Das traurige Glück zu vertrotteln

Einstweilen bleibt das Alter tödlich. Schon auf die heute übliche Fristerstreckung reagieren immer mehr Alte undankbar – mit Verwirrung. Für

Biologen nur logisch: Die Evolution kümmerte sich ums Alter keinen Deut, interessiert war sie an Fortpflanzung, Kinderaufzucht, sie stattete 20-, 30-Jährige tüchtig aus, die späteren Jahre waren ihr ziemlich egal. So dass die genetischen Konditionen fürs Endlosleben prekär sind. Im hohen Alter wird das menschliche Genom wackelig, es fehlt die „ordnende“ Hand der genetischen Erfahrung. „Der Mensch lebt heute länger, als seine Gene es vorsehen“, sagt der Epidemiologe Jay Olshansky. Demenz, ein Fall der unvermeidbaren Ambivalenz medizinischen Fortschritts? Er schiebt die Grenze des Todes hinaus – und kann doch nicht verhindern, dass der Gehirnschwund einsetzt, bloss sozusagen in Zeitlupe? Wird Demenz zur altersbedingten Normalität? Dann sollten wir ein neues Verhältnis zur Altersverwirrtheit gewinnen: Respekt vor einem menschlichen Zustand, der medizinisch nicht fassbar wird.

Normalerweise sehen wir im verwirrten Alten den Menschen im Zerfall. Ihm gerät alles durcheinander, er verwischt jede Eindeutigkeit, vermischt Augenblick und ferne Vergangenheit. Und weil wir den Menschen vom Selbstbewusstsein her definieren, wird der Demente menschlich suspekt. Verflüchtigt sich sein Selbst, verdampft auch die Selbstachtung. Solange wir die Menschenwürde an Selbstachtung koppeln, löst sich Würde in Nichts auf. In Zürich fragte prompt eine Pflegerin: Kann man eine schwer demente Person überhaupt erniedrigen?

Die Frage ist logisch – vom Prinzip Selbstachtung aus. Aber was spricht dafür, den Menschen allein vom Selbst her zu schätzen? Es ist ohnehin eine Strapaze, in diesen schnelllebigen Zeiten dauernd sein Selbst über Wasser zu halten. Wozu sollen sich alte Leute damit plagen? Was haben sie noch vor? Sie wissen, sie nähern sich dem Ende. Sie leben nicht – wie Jüngere – auf Möglichkeiten hin. Ohne Möglichkeiten vor Augen aber gerät die Gegenwart ins Schweben. Für Jüngere ist die Gegenwart eigentlich gar nicht Gegenwart, eher Sprungbrett

für Zukunft. Gegenwart hat zum Zweck, das Künftige an die Hand zu nehmen: planen, entwerfen, vorsorgen. Der Augenblick zählt kaum. Er lebt ins Futur.

Wenn aber – im Alter – das Futur sich schliesst, dann erschrickt der Augenblick. Unvorbereitet ist er mit sich allein. Und damit überfordert. Er merkt, wie er seine gewohnte Eindeutigkeit verliert. Diese Eindeutigkeit verdankte er seiner Zukunftsgerichtetheit. Jetzt, von der Zukunft im Stich gelassen, büsst er seinen Halt ein. Der Augenblick verfließt. Das Bewusstsein verwirrt. Darin zeigt sich etwas spezifisch Menschliches: die grundsätzliche Haltlosigkeit, der unendliche Mangel an Festgelegtsein. Der Hecht und die Amsel und die Katze: sie alle sind, was sie sind, kompakt und eindeutig. Nur der Mensch, das zwiespältige Wesen, hängt irgendwo zwischen Natur und Geist, zwischen Augenblick und Ewigkeit. Aus diesem Zwiespalt rettet er sich durch den Willen zur Zukunft. Der Mensch „ist nicht, er hat zu sein“, sagt Heidegger. Was aber hat der alte Mensch zu sein? Er sieht sich reduziert auf das, was er ist. Schlimmer: auf das, was er war. In dieser makabren Verdinglichung dämmert die Erkenntnis, was ein Menschenleben sein könnte. Doch mit dieser Dämmerung bricht kein Morgen an. Es wird Nacht. Es beginnt der Taumel des Bewusstseins, das Wanken der Dinge und des Ich.

Betreibe ich eine skandalöse Beschönigung eines himmeltraurigen Leidens? Ich will es bloss verstehen. Sind wir vielleicht über die Verwirrtheit Alter manchmal selber verwirrter als diese selbst? Wir finden, ein Mensch habe gefälligst ein kompaktes Ich zu sein. Und finden es prima, wenn 100-Jährige den Tag mit Liegestützen und Zeitungslektüre beginnen. Weil sie uns so nicht irritieren. Ich halte es mehr mit Michel de Montaigne: „Soweit ich sehe, haben diese Leute nur die Arme und Beine aus dem Getümmel gezogen; ihre Seele und ihr ganzes Streben sind mehr als je darin verwickelt.“ Demente handeln konsequenter: Sie ziehen auch ihre Seele aus dem Getümmel.

Mit meiner Mutter erlebte ich Erstaunliches. Ab 70 haderte sie mit ihrem Leben, sprach stets vom Verpassten, war unruhig, friedlos. Wie die beginnende Demenz sie erschreckte, wie sie verzweifelt ums Wort rang, nach der Aussage suchte, will ich nicht verschweigen. Die fortschreitende Demenz jedoch verlieh der 90-Jährigen eine Pfiffigkeit, eine Frechheit, die sie ihr Leben lang unterdrückt hatte. Beispiel: Ich begleitete sie zum Gottesdienst, zur Kommunion, der Priester hielt die Hostie hin, meine Mutter aber wehrte ab: „Essen Sie das selber, ich mag das nicht.“ Es war urkomisch, meine Mutter, vorbildlich katholisch, verweigerte die Hostie. Frechheit? Rache? Wahrheit? In der letzten Phase sagte sie gar nichts mehr, aber sie gewann eine innere Heiterkeit. Wenn ich ihr am Bett eine Bach-Kantate summt, war sie selig, „uiuiuuuii“. Es ging ihr wie dem grossen Publizisten Thomas von Randow, nur dass der noch sprechen konnte. Er sagte, als er 85 wurde: „Vor zwei Jahren hatte ich einen üblen Gedächtnisverlust. Ich vertrottele langsam und fühle mich ganz glücklich damit.“ Genau so sah er aus.

Schluss für heute. Die Rivalität zweier Kontrast-Alter: mein Leitfaden. Das Alter pendelt zwischen super Vitalität und trostlosem Vergessen. Gibt das etwas her fürs gesellschaftliche Bewusstsein? Dass jeder jederzeit die Seite wechseln kann? Momentan laufe ich noch tüchtig durch die Wälder, bin im Erwerbsbetrieb – doch ich hab Bekannte, die waren wie ich und sind weg. Im „Hotel zum Vergessen“. Aus, Amen. Müsste uns zur neuen Endlichkeits-Gelassenheit bringen. Odo Marquard spricht von „Schandmaulkompetenz“: im Alter kann ich in jedes Fettnäpfchen; ich habe nicht genug Zukunft, um wieder getreten zu werden. Oder: Ich verlasse mich auf das eigene Verschwinden – und kann darum ungehemmt sehen und sagen: So ist es.

Nur so hätte die Gesellschaft etwas von den Alten. Wenn sie sie nicht ruhig stellt. Wenn sie ihnen das Recht auf Verstörung einräumt. Das Recht auf Trotz

und Auflehnung. Im Kern: mehr Selbstbestimmung. In dem, was ich „Vertrotteln“ nenne, steckt viel mehr Individualität als in der vorherrschenden Vitalitätsdoktrin. Mehr Endlichkeitsgeschmack sowieso. Mehr Heiterkeit erst recht. Vielleicht sogar mehr Kostenbewusstsein. Was ich Ihnen plausibel machen wollten: Dass vielleicht genau das tröstlich wäre: im Drama des Alters das Urkomische zu finden. Über das Vergängliche zu lachen. Wenn wir das Ende eh nicht in Ordnung finden – warum wollen wir es dann partout ordentlich? Ist es nicht erträglicher, wenn wir vertrotteln, bevor wir uns definitiv abhanden kommen?

Alter - Senectute.doc

lhasler@duebinet.ch